

Walter Regges

Die Basis-Gemeinden Lateinamerikas und ihr Verhältnis zu den Pfarrgemeinden

Der Bericht über verschiedenen Basis-Gemeinden, die durch die lateinamerikanische Bischofskonferenz von Medellin (1968) besonders gefördert wurden, zeigt eine große Vielfalt (siehe Heft 1, 1972, S. 62–64). Dennoch lassen sich gewisse Gemeinsamkeiten erkennen, die insgesamt die lateinamerikanischen Erfahrungen geeignet erscheinen lassen, auch europäischen Versuchen zur Erneuerung der christlichen Gemeinde als Modell zu dienen. Sie seien hier thesenartig zusammengestellt. In einem 2. Teil werden die Dienste angeführt, die die Pfarrgemeinden für die Basis-Gemeinden leisten können. red

1. Gemeinsamkeiten der Basis-Gemeinden

1. Natürlich gewachsene Gemeinden

Die Basis-Gemeinden sind natürlich gewachsene Gemeinden, die dort entstehen, wo die einfachsten natürlichen Voraussetzungen für eine Gemeinschaft gegeben sind (vor allem die Nachbarschaft, der gemeinsame Beruf bzw. das gemeinsame Ertragen der Arbeitslosigkeit und die gemeinsame Not) und wo Menschen, die zusammen leben und zusammen leiden, ihre Solidarität, ihre Verbundenheit und die Gemeinsamkeit ihrer Aufgaben erkennen.

Die Bischofskonferenz von Medellin nannte als Anknüpfungspunkte für die Bildung der Basis-Gemeinden ausdrücklich die Gemeinsamkeit des Wohnortes oder der Lebenssphäre, also vorgegebene, nicht kirchlich bestimmte oder aufoktroierte, und insofern „natürliche“ Gegebenheiten.

2. „Basis“-Gemeinden

Es sind „Basis“-Gemeinden. Sie heißen so nicht nur, weil sie weitgehend an der Basis menschlichen Zusammenlebens entstehen, sondern vor allem, weil sie die Basis sind, auf der die Kirche ruht. Sie sind die Zellen, d. h. die kleinsten lebendigen Teile, aus denen sich der Organismus der Kirche aufbaut.

3. Kleine Gemeinden

Es sind kleine Gemeinden, so groß, daß man einander kennt und in persönlicher Weise miteinander verkehren kann. Zahlen lassen sich schlecht angeben. Im Bistum Crateus im Norden Brasiliens gibt es Basis-Gemeinden, die bis zu 500 Menschen umfassen. Das ist aber offenbar eine Ausnahme. Anderswo sind es viel weniger, bei P. Geraldo in Ponte de Carvalhos ein oder einige Dutzend, wieder anderswo nur drei oder vier Ehepaare oder gerade so viele, wie sich in einem Hause versammeln können.

4. Homogene Gruppen

Es handelt sich um homogene Gruppen. Das ergibt sich schon aus ihrer Kleinheit und ihrer Natürlichkeit, vor allem aber aus der Gleichheit des Milieus, der Gleichheit der Sorgen und der Gleichheit der Ziele. Diese Homogenität sichert der Gemeinde ihre Beständigkeit, die bei nichthomogenen Gruppen ständig bedroht bzw. überhaupt nicht gegeben wäre.

5. Dezentralisierte Gruppen

Es handelt sich um dezentralisierte Gruppen. Sie werden nicht gewaltsam zu Großverbänden zusammengefaßt. Ort der Versammlung ist nicht ein Pfarrzentrum. Man trifft sich vielmehr „bei sich zu Hause“, in den Wohnungen der einzelnen Gemeindemitglieder, möglichst da, wo man sich sonst auch trifft. Und dorthin geht der Pfarrer hinaus, mal hierhin, mal dorthin. An dieser Grundstruktur ändert auch nichts, daß der Pfarrer die Gemeindegäste zu Orientierungskursen, zu Einkehrtagen oder zu Besprechungen zu sich kommen läßt oder daß man sich in manchen Pfarreien zum Gottesdienst in der Zentralkirche zusammenfindet.

Diese Dezentralisierung ist die Grundlage dafür, daß die Basis-Gemeinden als Gemeinschaft bestehen bleiben. Voraussetzung dafür ist ja die persönliche Beziehung der Gemeindeglieder zueinander, das Ausgerichtetbleiben auf den Bruder, der neben einem steht – und nicht die Beziehung zu einem fernen Zentrum und die Begegnung mit dem Pfarrer!

6. Verantwortung für den Nächsten

Die Verantwortung für den Nächsten ist von grundlegender Bedeutung. Das Einstehen füreinander ist vielfach der Beginn der Gemeindebildung überhaupt und bleibt die Voraussetzung dafür, daß die Gemeinde christlich ist. Gerade in der brüderlichen Hilfe, in der Solidarität, in dem Engagement für die Beseitigung von Not und Ungerechtigkeit zeigt sie ja ihr Christlichsein. Denn wenn man den Bruder nicht liebt, den man sieht, wie kann man dann Gott lieben, den man nicht sieht?

7. Bedeutung der Bibel

Die Bibel nimmt einen zentralen Platz ein. Die Zusammenkünfte werden fast stets von einer Schriftlesung eingeleitet, wobei man das Gelesene dann gemeinsam kommentiert und auf seine eigene Situation anwendet. Viele lesen das Evangelium darüber hinaus auch allein. P. Juan berichtet aus seiner Landgemeinde, daß ein Flickschuster, Vater von sechs Kindern, die ganze Bibel gelesen habe und danach wieder von vorne angefangen habe. Aus Brasilien berichtet René Laurentin, daß die Begeisterung für die Bibel so groß war, daß einer, der Analphabet war, mit Hilfe der Bibel das Lesen erlernte. In Temuco (Chile) sind einige Basis-Gemeinden überhaupt aus Bibelkreisen hervorgegangen. Es ist ganz erstaunlich, welche Wertschätzung das geschriebene Wort Gottes in diesen Basis-Gemeinden erfahren hat, zu vergleichen eigentlich nur mit der Wertschätzung, die es bei den Evangelischen, insbesondere bei evangelischen Freikirchen und Sekten (Baptisten, Pfingstkirchlern) erfährt.

8. Gemeinschaft als tragendes Element

Die Basis-Gemeinde trägt sich selbst. Sie steht und fällt nicht mit dem Pfarrer. Das Gemeinschaft-Sein selbst ist das tragende Element. Der Pfarrer ist gewissermaßen nur Gast. Er ist nicht die Quelle des Lebens (das ist Gott), sondern er hegt und pflegt es und bringt es zur Fülle. Er ist nicht Herr des Glaubens, sondern Mitarbeiter (vgl. 2 Kor 1, 23). Das Eigentliche, das, worauf es ankommt, ist die Begegnung untereinander bzw. mit dem Bruder, der auf der gleichen Ebene steht. Darum

sagt die Bischofsversammlung von Medellin (Dok. XV, 10): „Das Leben in Gemeinschaft, zu dem der Christ gerufen ist, soll er in seiner Basis-Gemeinde finden.“

Damit ist nicht gesagt, daß der Pfarrer überflüssig ist. Aber dem von Futrono im Bistum Valdivia berichteten Beispiel, wo der Pfarrer es war, der die Basis-Gemeinden veranlaßte, sich zu bilden und einen eigenen Chef zu wählen, stehen andere Beispiele gegenüber, aus denen deutlich wird, daß der Pfarrer die Basis-Gemeinden nicht eigentlich „gründet“, sondern viel eher „entdeckt“, besonders etwa das Beispiel der studentischen Basis-Gemeinde „Alpha-Omega“ in Concepción (Chile), die sich völlig ohne Priester bildete und nur hin und wieder einen Priester „zu Gast bittet“, obendrein noch nicht einmal immer den gleichen. Und auch in Futrono war das Hauptbemühen von P. Juan darauf gerichtet, klerikalistische Vorstellungen abzubauen und mit der paternalistischen Bevormundung Schluß zu machen. Der Erfolg gab ihm recht: die Basis-Gemeinden, denen er lediglich Wachstumshilfe gab und gibt, wuchsen ohne ihn in die Breite und die Tiefe, während zuvor die Zahl der Praktizierenden (die ohnehin keine „Gemeinde“ mehr waren) ständig zurückgegangen war.

9. Gemeinden von Erwachsenen

Es handelt sich um Gemeinden von Erwachsenen. Sie setzen sich aus Erwachsenen zusammen und wenden sich an Erwachsene. Während die alte Pastoral sich weitgehend an Kinder richtete – Beichtunterricht, Kommunionunterricht, Schulunterricht – und den Kontakt mit den Älteren in zunehmendem Maße verlor, sind es hier Erwachsene, die zusammenkommen, um das Wort Gottes zu hören und zu versuchen, Christen zu sein in ihrer Welt. In Chile gemachte Versuche, die Erfahrungen der Basis-Gemeinden auf die Jugendbewegung zu übertragen, brachten denn auch als Hauptresultat die Erkenntnis, daß das Erwachsensein die Voraussetzung für das Gemeindesein, vor allem für die Konstanz und Kohärenz einer Gemeinde ist. So wie der Jugendliche noch keine Familie gründen kann, die Bestand hat, so kann er zwar zum Geist der Gemeinschaft und der Brüderlichkeit erzogen werden, aber doch keine

christliche Gemeinde begründen, die Bestand hätte. Und Gemeinden, die nur aus Jugendgruppen bestehen, sind eben keine Gemeinden.

Das soll nun nicht heißen, daß die Kinder und Jugendlichen keinen Religionsunterricht mehr erhalten sollen. Aber das tun die erwachsenen Laien (Väter, Mütter, Vorsteher), die selbst wieder vom Pfarrer orientiert werden. Der Hauptunterschied ist wohl der: Früher wollte man über die Kinder die Erwachsenen erreichen, in den Basis-Gemeinden erreicht das Wort Gottes über die Erwachsenen die Kinder.

10. Vorsteher aus der Gemeinde

Der Vorsteher geht aus der Gemeinde selbst hervor. Er ist kein Fremder – wie allzu leicht der katholische Pfarrer, sondern einer der Ihren – wie bei den am Rand oder außerhalb der traditionellen Kirchen aufkeimenden Sekten. Die Wichtigkeit dieser Tatsache hat die Konferenz von Medellin ausdrücklich unterstrichen und betont, daß die Vorsteher der Basis-Gemeinden „ihnen zugehörig“, „ein Teil von ihnen“ sein sollen (vgl. Dokument XV, 11).

11. Überwindung des Individualismus

Die Basis-Gemeinden überwinden den Individualismus. Der Zerfall der katholischen Kirche wurde weitgehend sichtbar darin, daß sie nicht mehr Gemeinschaft war und der Einzelne mit „seinem“ Gott alleine blieb, sofern es ihm überhaupt möglich war, den Glauben zu bewahren. In den Basis-Gemeinden hingegen ist Christ-Sein und Gemeinde-Sein identisch. Der Einzelne ist nicht mehr verlassen und vereinsamt. Er erfährt die Hilfe der Gemeinschaft und weiß sich aufgerufen, Hilfe zu geben. Daß Jesus lebt, ist nicht bloßer Bücherglaube, vom Einzelnen akzeptiert und auswendig gelernt, sondern in dem Gemeinde-Sein täglich erfahrene Wirklichkeit: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich“, lautet das bekannte Herrenwort.

12. . . . der Resignation

Die Basis-Gemeinden überwinden die Resignation. Sie tun es dadurch, daß jeder, der ihr zugehört, sich in irgendeiner Weise enga-

gieren muß. Er wird angesprochen, er sieht eine Aufgabe, er schöpft neue Hoffnung. Er kann mitmachen: in der Sozialarbeit, in der Verwaltung, in der Gestaltung des Gottesdienstes, in der Anwerbung neuer Brüder. Er fühlt sich nicht mehr überflüssig.

Durch ihr Aufblühen überwinden die Basis-Gemeinden darüber hinaus auch die Resignation der Priester, die sich wie eine Krankheit über viele von ihnen gesenkt hatte.

13. . . . und des Institutionalismus

Die Basis-Gemeinden überwinden den Institutionalismus, der die Relation zwischen Amt und Leben vertauscht und so das Leben, dem die Institution dienen sollte („ut vitam habeant“), erstickt, verdrängt, tötet. Die Basis-Gemeinden wachsen ja von unten nach oben. Primär ist nicht ihre Struktur, sondern ihr Lebendigsein. Sie lassen sich nicht in ein ihnen fremdes juristisches Skelett einzwängen. Sie suchen sich vielmehr ihre eigene Form, die neu ist, die sich noch entwickeln muß. Darum sagt die Bischofskonferenz von Medellin (Dokument XV, 10): „Die Basis-Gemeinde bildet den *ersten* und grundlegenden Kern der Kirche . . . Sie ist die Keimzelle und der *Beginn* der Neustrukturierung der Kirche.“

14. Abbau der Entfremdung

Die Basis-Gemeinden nehmen dem Katholischen den Geruch des Fremden, des Artifizialen, des Darübergestülpten, den es in Lateinamerika eigentlich nie verloren hat und den es unter der außerhalb der bürgerlichen Welt lebenden „Marginal“bevölkerung (wie sie in Lateinamerika heißt) erst recht bekam. Diese Gemeinden zeigen, daß Katholischsein nicht identisch ist mit Herauslösung aus dem Bisherigen, mit Trennung von der Umwelt, mit „Selbstentfremdung“, daß man katholisch werden und doch man selbst bleiben kann, daß Gott in dieser Welt, so wie sie ist, sein Zelt aufschlagen will.

15. Wachsen in der Stille

Die Basis-Gemeinden wachsen in der Stille. Ihre Waffen sind nicht Pressekonferenzen, Pamphlete, Manifeste, auch nicht aufsehenerregende Aktionen, die angeblich das Gewissen der ewig Gestrigen wachrütteln sollen.

Ihre Waffen sind Bescheidenheit, Zurückhaltung, Pflichterfüllung – und vor allem Glaube, Hoffnung und Liebe. „Mit dem Reiche Gottes ist es so, wie wenn ein Mann den Samen auf die Erde streut. Er schläft, er steht auf, es wird Nacht, es wird Tag, der Same sproßt und wächst, ohne daß er es wahrnimmt. Von selbst trägt die Erde Frucht“ (Mk 4, 26–28). „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichem Gepränge“ (Lk 17, 20). „Wie ein Dieb in der Nacht“ (1 Thess 5, 2).

II. Basis-Gemeinde und Pfarrgemeinde

Die Existenz und die Verbreitung der Basis-Gemeinden über den ganzen Kontinent geben eine Reihe von Fragen auf. Eine dieser Fragen ist die nach der Bedeutung der neu entstehenden Gemeinden für die überlieferte Pfarrei.

Offenbar ist die traditionelle Pfarrstruktur inadäquat geworden. Die Pfarre war einmal eine Gemeinde, sie ist es nicht mehr, sie kann es auch nicht mehr sein. Gerade das Entstehen der Basis-Gemeinden zeigt ja – ebenso wie das Aufkommen und Anwachsen der Sekten –, daß die alten Pfarren das Bedürfnis nach Gemeinschaft und mitmenschlicher Geborgenheit nicht zu erfüllen vermochten.

Das ist verständlich. In den alten Pfarren, soweit sie Pfarr„gemeinden“ waren, trug der Pfarrer den einzelnen Christen. Er war es, der seine Schäflein bei Namen kannte, sie in allen Wechselfällen des Lebens begleitete, der ihr Führer war und ihnen bis zur letzten Stunde den rechten Weg wies. Er war es auch, zu dem die Gemeindemitglieder, Rat und Hilfe und Trost suchend, als ihrem „Hirten“ aufblickten.

Das aber ist zu Ende. Nicht nur wegen der Größe der Pfarre, auch wegen der Komplexität des Lebens. Wer Rat sucht, geht in den seltensten Fällen zum Pfarrer, viel lieber zu einem Freund oder einem Fachmann. Und wenn er geistlichen Zuspruch haben will, dann geht er zu einem Priester seines Vertrauens. Das persönliche Band zwischen Pfarr„herrn“ und Pfarr„kind“ – einstmals mitgeprägt vom Verhältnis des Lehnsherrn zu seinem Vasallen – ist nicht mehr da.

Nun ist es aber für einen Christen schwer,

wenn nicht gar unmöglich, alleine Christ zu sein. Da bietet sich ihm die Chance in den Gruppen Gleichgesinnter, in dem speziellen Fall der Marginalbevölkerung Lateinamerikas in den Basis-Gemeinden: die Gemeinschaft selbst ist es (und nicht mehr die Führerpersönlichkeit oder Heiligkeit des Pfarrers), die ihn trägt, die ihn vor der Vereinzelung und Vereinsamung bewahrt, die ihm hilft, Christ zu sein in dieser Welt.

Die Basis-Gemeinden sind es nun, die – indem sie ihr neue Aufgaben stellen – der Pfarre die Möglichkeit zur Regeneration bieten. Denn die Pfarre soll ja nicht untergehen. Aber sie muß ihre Ansprüche zurückstecken. Sie kann nicht mehr alles umfassend und alles bestimmend und damit Ausdruck klerikalen Machtanspruchs sein. Sie muß es zugestehen, daß die Gemeinschaften sich dort bilden, wo sie „von selbst“ entstehen: im Beruf, in der Nachbarschaft, unter Freunden. Sie muß ihren Totalitätsanspruch aufgeben, auch den Anspruch, alleine das Leben der Liebe vermitteln und einpflanzen zu können. Sie muß anerkennen, daß die Kirche aufgebaut ist auf dem Fundament der Apostel und der Propheten und daß Christus (und nicht die Pfarre) der Eckstein ist (Eph 2, 20). Sie muß sich damit begnügen, „service-station“ (Comblin) zu sein: ihre Dienste anzubieten, Wachstumshilfe zu gewähren, mit ihrem Rat zur Verfügung zu stehen.

Die Aufgaben der Pfarre gegenüber den Basis-Gemeinden sind keineswegs Beiwerk. Sie sind lebensnotwendig. Denn die meist ohne jede Organisation entstehenden Basis-Gemeinden sind ständig von der Gefahr bedroht, wieder zu zerfließen. Das ist aber noch nicht alles. Die Basis-Gemeinden neigen nämlich – vor allem wegen ihrer Kleinheit – nur zu leicht dazu, den Zusammenhang mit den anderen Gemeinden und mit der Gesamtkirche zu verlieren, sich zu isolieren und so zu Sekten zu werden. Da kommt es der Pfarre zu, sie davor zu bewahren und in der Vielheit und Vielfalt Einheit zu stiften.

Die Bischofskonferenz von Medellín sagt im Dokument XV, 13: Die Pfarrgemeinden sollen dem Leben, das sich in den Basis-Gemeinden entfaltet, Nahrung geben und zugleich ihre Einheit untereinander und mit der Universal-kirche sicherstellen.